

25-222-1

Prof. verstorben
ZEUGENSCHRIFTUM

**AUSWERTUNG NUR
MIT GENEHMIGUNG
DES VERFASSERS!**

Name:	ZS Nr.	Bd	Vermerk:
MARCUS, Dr. Eric	2229	I	

katalogisiert Seite:	Personen:
Sachkatalog:	Marcus, Eric [h]
Emigr. IV-2. Fhds. (a)	

katalogisiert Seite:	Personen:
Sachkatalog:	

katalogisiert Seite:	Personen:
Sachkatalog:	

katalogisiert Seite:	Personen:
Sachkatalog:	

Institut für Zeitgeschichte - Arch

JA, SO WAR ES !

Kriegsjahre in Frankreich.

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akt. 4753/72	Post. ZS 2229
Rep. —	Kat. B

Als im September 1939 der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich ausbrach, wurden alle in Paris anwesenden reichsdeutschen und österreichischen Staatsangehörigen männlichen Geschlechts durch öffentliche Anschläge aufgefordert, sich sofort innerhalb 48 Stunden an einer Sammelstelle in einem Vorort der Hauptstadt anzufinden, versehen mit einer warmen Decke und Lebensmitteln für einen Tag. Irgendeine Trennung zwischen Reichsdeutschen und Flüchtlingen aus Deutschland (Réfugiés provenant d'Allemagne) wurde dabei nicht gemacht.

Ich begab mich am Nachmittag des letzten, termingemäß vorgesehenen Tages zu dieser Sammelstelle. Man nahm mir meinen Flüchtlingspaß ab und ließ mich durch die Zugangspforte ein. Das Sammelager war nichts anderes als eine große Wiese ohne Baracken, ohne jedwede sanitäre Vorrichtungen, also ein Camping im Freien. Hunderte "Feinangehörige" hatten sich bereits auf der Wiese wiedergelassen, packten die mitgebrachten Decken aus und begannen, sich für die Nacht häuslich einzurichten. Als die Sonne unterging, holten einige Camper die mitgebrachte Klampfe aus ihrem Gepäck hervor und stimmten fröhlich deutsche Wanderlieder an. Neben mir, nur ein paar Meter von den Musikanten entfernt, verrichteten mehrere fromme Juden ihr Abendgebet, ohne sich von den Klängen der deutschen Lieder stören zu lassen. Ich werde den Anblick nie vergessen: Vergnügte junge Männer, die "O wie wohl ist mir am Abend" aus voller Kehle schmetterten - und gläubige junge Juden mit der Jamulka (dem Gebetskäppi) auf dem Kopf, die unter ständigen rituellen Verbeugungen häbräisch beteten: "Baruch ata Adonaj ! ...".

Am nächsten Morgen wurden die Campierer - Internierten einer nach dem anderen zum Verhör in das Büro des Lagerkommandanten gerufen. Offenbar hatte der die Order erhalten, die Spreu vom Weizen zu sondern, die der Spionage Unverdächtigen wieder zu entlassen. Ich hatte mir vorsorglich ein "Attest" des Pressechefs im Auswärtigen Amt, Pierre Comert, verschafft,

der mich seit 6 Jahren gut kannte. Es wirkte Wunder. Ich wurde entlassen: " Vous pouvez rentrer chez vous " (Sie können nach Hause gehen). - Und nun begann der lange Winter des dröle de guerre. Man blieb zuhause und wartete, wann der Krieg beginnen würde. Gelegentlich gab es Fliegeralarm. Dann ging man in den nächstliegenden Keller, nahm einen Hocker mit und lauschte, bis die Sirenen heulten, um die Entwarnung anzukündigen. Es war nicht gerade gemütlich da unten. Man schaute die Mitwartenden im Keller etwas mißtrauisch an, besonders wenn sie französisch mit einem Akzent sprachen. " Ist das vielleicht ein boche, einer von denen, die uns Franzosen den schönen Frieden gestört haben? " Im Keller des Hauses Avenue Malakoff begegnete ich Alfred Polgar und seiner charmannten Frau. Wir saßen nebeneinander und wechselten nur wenige Worte. Vielleicht wollte Polgar sich nicht durch seinen österreichischen Akzent als étranger enthüllen ?

Im Januar 1940 rief mich ein junger französischer Freund an. Er war Pressephotograph, wir hatten mehrfach zusammengearbeitet. Nun diente er als Gefreiter in einem Fliegerabwehrkorps, das auf der Insel Guernsey, vor der Küste der Normandie stationiert war. Er schien seltsam besorgt. "Wissen Sie, cher ami ", sagte er plötzlich zu mir, "ich mache mir schlimme Gedanken. Eigentlich dürfte ich es Ihnen nicht erzählen, ~~aber~~ ich kenne Sie, ich vertraue Ihnen. Stellen Sie sich vor - wir haben von unserem Kommandanten Befehl, daß wir nicht auf deutsche Flieger schießen dürfen, wenn sie über uns in Richtung England fliegen...". Und dann schwieg er verlegen. Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: "Und dazu sind wir Fliegerabwehr doch eigentlich da ". Wir wechselten das Thema, plauderten über Etliches und trennten uns. Ich habe meinen jungen Freund seitdem nie wiedergesehen.

Nach dieser Enthüllung hätte ich eigentlich für den Ausgang des Krieges schwarzsehen müssen. Es war offensichtlich, daß bereits jetzt die fünfte Kolonne der Kollaborateure auch in der französischen Armee am Werk war. Wenige Jahre zuvor hatte ich bereits ein Warnsignal erhalten. Die fünfte Kolonne hatte in der haute bourgeoisie festen Fuß gefasst. Damals saß ich im Zuge Paris-Lyon, in einem Abteil erster Klasse. Mit mir im Abteil saß eine junge Frau, mit der ich

ins Gespräch kam. Plötzlich fragte sie mich: "Pardon, Monsieur, darf ich Sie fragen, aus welchem Lande Sie kommen? Sie haben doch einen ganz leichten Akzent. Sind Sie vielleicht Elsässer?" - "Madame, ich komme von der anderen Seite des Rheins", antwortete ich. Sie strahlte über das ganze Gesicht. "Oh, das ist gut zu hören. Mein Mann ist Fabrikant und war mit anderen Berufskollegen kürzlich zwei Wochen in Deutschland, als Gast der deutschen Regierung. Er kehrte begeistert zurück. Hitler ist ein großer Mann. Ich wünschte, wir hätten Hitler bei uns in Frankreich, dann würden wir endlich aus dem Parteiendreck bei uns herauskommen ... " Das war im Jahre 1936.

Im Mai 1940, als die Naziarmeen durch Belgien und Holland unter Umgehung der Maginotlinie nach Frankreich einbrachen, war mit einem Male der "drôle de guerre" zu Ende. Es wurde Ernst. Durch öffentlichen Anschlag und durch Rundfunk und Presse wurden alle in Frankreich anwesenden deutschen Staatsangehörigen männlichen Geschlechts ^{aufgefordert} sich an einer der Sammelstellen zu melden, für Paris und Umgebung war diese Sammelstelle das Buffalo-Stadion. Wenige Tage danach erging der gleiche Erlaß auch an die deutschen Staatsangehörigen weiblichen Geschlechts, sich im Vel d'Hiver (der Pariser Radrennbahn) einzufinden. Eine Unterscheidung zwischen Flüchtlingen aus Deutschland, denen das Asylrecht durch einen behördlichen Ausweis zuerkannt worden war, und anderen deutschen Staatsangehörigen wurde hierbei nicht gemacht.

Am dritten Morgen nach meiner Aufnahme ins "Biwack" des Buffalo-Stadions herrschte große Aufregung unter den Hunderten von Insassen, als sie sich frühmorgens auf ihrer Strohschütte den Schlaf aus den Augen rieben. Die Zeitung DEUVRE, eine linksstehende, parteiunabhängige Morgenzeitung, die man im Lager kaufen konnte, wurde von Hand zu Hand gereicht. Auf der dritten Seite stand ein groß aufgemachter Leitartikel von Madeleine Jacob, einer der Kolumnist^{en} des Blattes, unter dem Titel "Pourquoi êtes-vous là?" (Warum seid Ihr hier?) Madeleine Jacob hatte am Vortage das Sammellager für Frauen im Vel d'Hiver besichtigt und schrieb dazu den folgenden Kommentar, aus dem ich hier Auszüge wiedergebe:

... " Sie (die deutschen Flüchtlinge) wissen, daß sie auf Wanderschaft sind und sein werden, solange auf ihnen die Schuld

lastet, die sie auf sich geladen haben aus Schwäche, aus Passivität, aus Feigheit. WARUM SEID IHR HIER? Wir werden es Euch sagen, wenn Ihr es nicht schon selbst wißt. Weil Ihr nicht den Mut aufgebracht habt, Euch gegen die braune Pest zu wehren in dem Augenblick, in dem das notwendig war... Ihr habt es vorgezogen, die Flucht zu ergreifen, die Flucht ohne Gefahren, anstatt Widerstand zu leisten, der gefährlich ist, gewiß, aber wirksam...

Ihr hattet Angst, weil manche unter Euch es vorgezogen haben, ihr Wohlergehen zu retten. Ihr habt den sicheren Ort gewählt, um dort zu bleiben, bis die Weltkatastrophe Euch von dem Übel befreit, das Ihr habt wachsen lassen ... Stimmt es, daß Ihr keine Revolte in Eurer Heimat unternommen habt, weil es kein Reglement, keine Vorschriften, wie man eine Revolte macht, bei Euch gab? Wir hier in Frankreich stehen fassungslos da im Angesicht von soviel Disziplin.

Feigheiten wie diese müssen eines Tages mit Wucherszinsen beglichen werden, und die Schuldigen aus Trägheit werden, ach, keineswegs die einzigen sein, die dafür bezahlen müssen... "

Nach der Lektüre eines solchen Artikels wurde es uns, den Internierten, peinlich klar, daß uns Frankreich zwar das Asylrecht zugestanden hatte, aber im entscheidenden Moment nicht gewillt war, die Pflicht des Asylgebers auszuüben und uns zu beschützen. Wir waren Freiwild geworden, der Ungnade unserer Verfolger schutzlos ausgeliefert. Allerdings Man hatte den Flüchtlingen aus Nazideutschland angeboten, für Frankreich im Kriegsfall zu kämpfen - falls wir uns für die Fremdenlegion melden wollten. Keineswegs aber in der regulären französischen Armee, in der viele der unseren im wehrpflichtigen Alter zu dienen bereit waren. Später, viel später, als der Krieg schon so gut wie verloren war, erinnerte man sich daran, daß die Flüchtlinge vor Ausstellung des Flüchtlingspasses einen Revers unterschrieben hatten, demzufolge sie sich verpflichteten, im Kriegsfall Hilfsdienste als "prestataires" zu leisten. Als der Krieg da war, hatten die Behörden offenbar all das vergessen. Man zog uns nicht zum Hilfsdienst ein, man sperrte uns ein.

Etwa eine Woche nach der Internierung wurden die Insassen in Gruppen eingeteilt und in verschiedene Lager ver-

schickt. Ich kam in das Camp du Ruchard, etwa 20 km von Tours entfernt. Als wir aus dem Eisenbahnzug ausgeladen waren, marschierten wir in langer Kolonne, von Gendarmen flankiert, einige Kilometer zu Fuß bis zum Lager. Unterwegs auf der Landstraße und am Rande der Dörfer, die unsere recht erbärmliche Marschkolonnie passierte, blieben die Leute stehen, blickten uns böse und verbittert an, manche drohten uns mit erhobener Faust und schleuderten uns Schimpfworte wie "boches" und "cochons" an den Kopf. Obwohl wir alle Zivilkleidung trugen, also kaum kriegsgefangene deutsche Soldaten sein konnten, mußten sie aus der strengen Bewachung durch Polizisten schließen, daß wir Feinde seien.

"Groupement de Prestataires et d'Internés" hieß es offiziell im Stempel des Ausweises, der uns ausgestellt wurde. Man beachte die Nebeneinanderstellung von Hilfsdienstpflichtigen und Internierten. Trotz der offiziellen Abstempelung waren alle Insassen des Lagers nur-Internierte. Arbeit gab es für keinen. Das Lager bestand aus Holzbaracken, in denen Feldbetten mit Strohsäcken standen, vielleicht dienten die zehn Baracken früher einmal als Manöverlager. Zur Verrichtung der Notdurft waren große Gruben ausgehoben, über die eine Querstange gelegt war.

In meiner Baracke für etwa 50 Mann befanden sich meist Intellektuelle, unter ihnen der junge Hamburger Verleger Enoch, der Dirigent Hans Bruck, die Schriftsteller Rothschild und Ehrmann u.a. Enoch wurde zum Lagersprecher gewählt. Er bemühte sich, dem Kommandanten des Lagers klarzumachen, daß wir keine Feinde Frankreichs seien, sondern Freunde, die in la "douce France" Asyl gesucht und Schutzrechte erhalten hätten. An den langen Abenden versammelten sich die Lagerinsassen, um aus dem Munde eines politisch und militärisch versierten Kameraden Berichte zur augenblicklichen Lage zu hören. Er hatte sich die letzten Tageszeitungen verschafft und entwickelte an Hand einer Landkarte den Heeresbericht vom Tage. Von Abend zu Abend klang dieser Bericht immer beängstigender.

Was sollte mit uns geschehen, wenn eines nahen Tages die deutsche Armee von Tours aus zum Camp du Ruchard vorstoßen würde? Wir alle hatten das peinigende Gefühl, in der Mausefalle zu sitzen. Eines Nachts gegen 1 Uhr wurden wir aus dem Schlaf gerissen. "Alles fertig machen zum Abmarsch!" Um 2 Uhr wurden die Tore geöffnet, und die Lagerinsassen, flankiert von Lagerwächtern, marschierten in Reihe und Glied ab südwärts. Als die deutschen Flieger immerbedrohlicher über unseren

Köpfe flogen, nur noch nachts. Immer zwei Stunden flotter Marsch, dann fünf Minuten Ruhepause. Man warf sich todmüde an den Straßenrand, nickte ein, um sofort wieder geweckt zu werden: Alles fertig machen ! Weiter ! So marschierten wir Nacht für Nacht ^{jedesmal} über 30 km.

Zunächst wurde noch Brot an uns verteilt. Nach drei Tagen war der Proviant erschöpft. Blieb nur, was wir noch im Rucksack bei uns hatten. Ein paar der Unseren fielen erschöpft am Straßenrand nieder, sie konnten nicht mehr weiter, niemand kümmerte sich um sie. Die Marschkolonne hatte längst Reih und Glied verloren, übrig blieb nur eine Horde hilfloser Lagerinsassen auf der Flucht, die mit zusammengebissenen Zähnen, Hunger im Bauch nur an eines dachten : Rette Dich ! Unterwegs begegneten wir immer wieder Karawanen französischer Flüchtlinge, die verstört und verängstigt mit Kind und Kegel, in Autos, Fuhrwerken, auf Fahrrädern oder zu Fuß ihr Heil jenseits der Demarkationslinie suchten. Oft waren schon die Brücken gesprengt, man mußte auf langen Umwegen versuchen, das rettende Ziel im Süden zu erreichen.

Als die kleine Gruppe, in der ich marschierte, am frühen Morgen des 25. Juni das Gelände des Flughafens von Poitiers überquerte, tauchten plötzlich italienische Flugzeuge auf und eröffneten im Tieffluge Mitrailleusenfeuer auf uns Zivilisten. Wir warfen uns lang auf den Boden, und glücklicherweise wurde keiner von uns getroffen. Später erfuhren wir, daß am Tage zuvor Mussolini bereits Waffenstillstand mit Frankreich abgeschlossen hätte. Warum also feuerten italienische Flieger zu diesem Zeitpunkt noch auf wehrlose Zivilisten ? Inzwischen hatte sich die Karawane der Internierten völlig zersplittert. Übriggeblieben waren nur noch winzige Grüppchen, die zusammenhielten und weiter gen Süden zogen. Ich hatte mit wenigen Kameraden Bergerac im Departement Dordogne als Marschziel ins Auge gefasst, eine kleine Stadt, die ich bereits kannte. Nach acht Tagen nächtlicher Märsche hatte ich mehr als 250 km zurückgelegt, vier Departements durchquert (Indre et Loire, Vienne, Haute-Vienne und Dordogne). Ich war kaum noch fähig, mich auf den Füesen zu halten. Die Sohlen meiner Stiefel waren dahin, ich marschierte nur noch auf durchlöchernten

Socken. Immerhin, die Nachtmärsche im Vollmondschein bleiben mir unvergessen. Wie gut für uns, daß die Nächte warm waren und es nie regnete !

In Bergerac hatte das Bürgermeisteramt Notquartiere für hunderte von Flüchtlingen, die über die Demarkationslinie bis hierher gekommen waren, eingerichtet und mehrere Schulen als provisorisches Obdach zur Verfügung gestellt. Man schlief auf Strohsäcken in großen Klassenzimmern, Turnsälen und Gemeinschaftsräumen. Männer und Frauen getrennt voneinander. Eine Gemeinschaftsküche versorgte die Flüchtlinge mit Verpflegung. Ich wies mich als Prestataire und erhielt ebenso wie die französischen Flüchtlinge kostenlos Lagerstätte und Verpflegung, sogar auch ein kleines Taschengeld. Der Zufall kam mir zu Hilfe. Ich lernte eine junge Frau kennen, die aus Paris geflüchtet war zu ihren Eltern in Bergerac. Es stellte sich heraus, daß sie die Frau des als Kommunisten bekannten Professors Politzer von der Sorbonne war. und selbst Psychologin von Beruf. Ich erzählte ihr freimütig, wer ich war. Sie verschaffte mir ein kleines Zimmer für geringe Miete und suchte für mich Schüler, denen ich Unterricht in Englisch oder Deutsch geben konnte.

Bergerac, durch Rostands "Cyrano von Bergerac" literarisch Beflissenen wohlbekannt, hat wenig zu bieten, was den Touristen anlocken könnte. Es ist eine hübsche Kleinstadt und wäre als Wohnsitz angenehm, hätte sie nicht sommers eine - Invasion von Flöhen. Selbst in den Wohnungen der feinsten Familien springen sie aus dem Parkettfußboden, und auf den Strassen, auf denen man lustwandelt, überall aus den Ritzen der Bürgersteige. Ich versuchte, mich gegen die Flohplage durch Einreibungen, die mir Monsieur le pharmacien empfahl zu balsamieren, aber vergeblich. Immerhin : Der Mensch gewöhnt sich an vieles, warum also nicht auch an Flöhe ?

In Bergerac fand ich nette Schüler und Schülerinnen. Es ging mir gut nach den trostlosen Wochen im Lager und der aufreibenden Flucht. Ich konnte mir die Schuhe wieder besohlen lassen und neue Strümpfe und Wäsche kaufen. Im Hause neben dem, in dem ich ein Dachstübchen hatte, wohnte ein alter Gymnasialprofessor mit seiner Frau. Er hieß Petit und machte seinem Namen alle Ehre, er war klein und lieb; denn das bedeutet das Wort petit für einen Franzosen. Der kleine alte Herr wurde im Rollstuhl gefahren, er konnte kaum noch gehen,

aber er war von einer Herzensgüte, die ich bei einem verkrüppelten Philologen kaum erwartet hätte. Monsieur Petit und die reizende alte Dame konnten und wollten es nicht fassen, daß ich - aus dem Lande der boches kam und obendrein noch Jude war. Da ich fließend französisch sprach, so hatten wir uns viel zu erzählen. Nach einigen Wochen war ich mit dem Ehepaar Petit, das ich gern Philemon und Baucis nennen möchte, innig befreundet. Ich war ständiger Gast in ihrem Hause, zum déjeuner oder dîner. Ich glaube, es ist mir gelungen, Philemon und Baucis davon zu überzeugen, daß nicht alle boches "für Hitler" waren, so wenig wie alle Franzosen "für Pétain" .

Etwa sechs Wochen nach meiner Ankunft in Cyrano's Bergerac erhielt ich eine schriftliche Aufforderung, mich auf die Polizei zu begeben. Dort sollte ich als étranger einen Fragebogen ausfüllen. Der junge Polizeibeamte fragte mich sofort, offensichtlich hämisch, ob ich Jude sei. Das konnte und wollte ich nicht ableugnen. "Dann brauchen Sie eine Aufenthaltsgenehmigung!", meinte er und konnte nicht in seinem Mienenspiel verbergen, daß er les juifs nicht besonder liebe ... Mit bösen Vorahnungen verließ ich das Polizeibüro. Ich merkte, daß Bergerac dank der Vichy-Regierung nunmehr auch offiziell eine "flöhliche" Stadt geworden war.

Zwei Wochen vergingen. Eines frühen Nachmittags wurde ich aus dem Schlummer geweckt, den ich mir zwischen zwei und drei Uhr gönnte. Es läutete an der Haustür. Ich ging ans Fenster und sah einen agent de police. Er fragte mich, ob ich Monsieur Marcus sei, und forderte mich auf, die Tür zu öffnen. Er habe die Order, mich sofort mitzunehmen. Ich sollte meine Sachen schnell zusammenpacken und ihm folgen. Es blieb mir gerade noch Zeit, mich von Philemon und Baucis zu verabschieden, in Gegenwart des Polizisten, der mich nicht aus den Augen lassen durfte. Die beiden Petits brachen in Tränen aus, als sie sahen und hörten, daß ich verhaftet sei. Sie umarmten mich, trösteten mich - und mir war in diesem Moment bewußt, daß ich wahre Freunde, die mich lieb gewonnen hatten, verlassen musste. Madame Petit machte ein riesiges Proviantpaket in aller Eile zurecht, drückte es mir in den Arm und sagte: "Que Dieu vous protège!" (Möge der Herrgott Sie beschützen!)

Von dem Polizeibüro wurde ich mit zwei anderen Leidensgefährten, begleitet von zwei (!) Polizisten, per Bahn in ein Lager verfrachtet. Offensichtlich war das überhaupt kein Lager, sondern nur eine ~~previserische~~ Übergangsunterkunft. Ein früherer Bauernhof, von dem noch ein paar Pferde übriggeblieben waren. Wir drei mußten die Pferde auf die Weide führen und bewachen - es war meine erste Dienstleistung als Infernierter. Nach wenigen Tagen wurden wir in ein anderes Lager überführt: Eine große Scheune in einem Dorf oberhalb von Bellac, im Limousin, der Heimat des Dichters Jean Giraudoux. Ein paar hundert Mann, alle Prestataires, waren dort interniert, ohne daß man irgendeine Arbeit für diese Hilfsdienstpflichtigen hatte. Wir lagen und hungerten wochenlang herum. Einmal erschien zur Inspektion des Lagers ein alter deutscher Oberstleutnant, Monokel im Auge. Wir mußten uns in Reih und Glied aufstellen. Der Lagersprecher Heine, einst Pressechef der Sozialdemokratischen Partei, meldete dem Herrn Oberstleutnant mit militärischem Gruß: Dreihundert Mann angetreten! Der Oberstleutnant schritt die Front ab und sagte: "Rührt Euch!" Damit war der Auftritt beendet.

Nach wenigen Tagen wurden alle jüdischen Insassen in das Arbeitslager Mauriac im Departement Cantal abtransportiert. "Camp de Travailleurs Palästiniens" lasen wir nicht wenig erstaunt in großen Buchstaben über der Eingangspforte. Um das auch glaubhaft zu machen, wehte die blauweiße Flagge mit dem Davidsstern neben der Trikolore an einem hohen Flaggenmast, weithin sichtbar. In dem "Lager" für Palästinesische Arbeiter" gab es keinen einzigen Internierten, der aus Palästina gekommen wäre, oder dieses Land jemals gesehen hätte! Es war ein Deckname, den die Vichy-Regierung erfunden hatte, um nicht durch die Kennzeichnung JUDENLAGER (Camp de travailleurs juifs) die französischen Juden - sprich Israéliten - vor den Kopf zu stoßen, denn offiziell wollte die Regierung des Marschalls Pétain nicht zu erkennen geben, daß sie den Ordern der Okkupationsmacht gemäß nun auch ihrerseits die Juden verfolge. Sie zog es vor, sich zu tarnen, um nicht bei ihren eigenen jüdischen Bürgern Mißtrauen und Angst zu erwecken.

Als Kommandanten dieses Lagers hatte Vichy einen Mann mit unverdächtigem jüdischem Namen nach Mauriac entsandt. Er hieß LÉVY. Das musste ja den Eindruck erwecken, daß Juden bei einem Glaubensgenossen besser aufgehoben seien, als bei einem Nichtjuden. Aber dieser Capitaine Lévy (Hauptmann Levy) war ein getaufter Jude, der keinen Hehl daraus machte, daß er durch

die Taufe ein rechter Antisemit geworden ist. Obwohl äußerlich unverkennbar vom Typ eines Dreyfuß, bemühte er sich, in Haltung und Ton das Gegenteil seiner jüdischen Herkunft zu demonstrieren. Jeden Morgen ließ er die gesamte Lagerinsassenschaft antreten, die Trikolore wurde in Garde-à-vous! - Stellung gehißt, die Bewachungsmannschaft stimmte die Marseillaise an, der Herr Hauptmann legte die Hand an seine Offiziersmütze. Dann folgte, einmal wöchentlich, die Ansprache des Capitaine Lévy an seine "Truppe": Da hieß es dann, es sei das Unglück der Juden, daß sie nie im Scheiße ihres Angesichts wirkliche körperliche Arbeit geleistet hätten. Immer nur hätten sie Handelsgeschäfte betrieben oder wären kleine Handwerker gewesen, Schneider oder Schuster, die auf dem Stuhl hockten. Das Heil, das einzige, das ein Jude erstreben müsse, sei es, richtige Arbeit zu erlernen, Bauern zu werden, in Grund und Boden zu bestellen, Arme und Hände zu gebrauchen. Dann würde ein Jude auch wieder geachtet und nicht länger verachtet werden. Und ebendazu wolle er, Hauptmann Lévy, den ihm "anvertrauten palästinensischen Insassen des Lagers in ihrem eigenen Interesse die Möglichkeit geben."

Was und wie er das immer wieder in seinen Ansprachen vortrug, klang keineswegs hypokritisch, es war seine Überzeugung. Er sprach wie ein von seiner Berufung überzeugter Missionar, der sich als Lebensaufgabe gesetzt hatte, seine Schützlinge anstatt zu einem anderen Glauben zu anderen neuen Menschen zu konvertieren: Bauern und Handarbeiter. Vielleicht träumte er von dem Leben, wie es die Israeli in den Kibuzzim verwirklicht haben. Ohne jedwede körperliche Untersuchung, ohne Rücksicht auf das Alter wurden alle Lagerinsassen in Arbeitsgruppen eingeteilt. Mir war es beschieden, als Holzarbeiter und Holzkohlenbrenner zusammen mit zwanzig Kameraden in den Schluchten der Dordogne mein täglich Brot zu verdienen. Wir wurden nach St. Projet, einem winzigen Dorf, etwa 8 km von Mauriac entfernt, abtransportiert.

Zehn Stunden Arbeit an jedem Wochentag unter Aufsicht eines jungen Franzosen, der als Vorarbeiter die Judenmannschaft kommandierte. Untergebracht wurden wir in einem längst verfallenen Bauernhause, in dem es weder elektrisches Licht, noch einen Ofen zum Heizen gab, ein Haus, dessen Fenster zum größten Teil längst kein Glas mehr hatten und daher Frischluftkultur

sicherstellten. (Offenbar hatte é Capitaine Lévy diese Art der Unterbringung nicht vorgeplant. Er hatte wohl nichts Besseres im Dorf finden können und der Bau einer Baracke erschien ihm zu ein zu großer Aufwand für seine "palästinensischen Holzarbeiter" !)

Wir schliefen auf Pritschen und mit Strohsäcken und erhielten mittags und abends eine Suppe, entweder dicke Bohnen oder Linsen mit ein paar Fleischbrocken, und Brot. Der Proviant wurde jeden Tag vom Lagerhauptquartier Mauriac geliefert. Als Hilfsdienstverpflichtete wurden wir mit dem gesetzlichen Mindestsatz pro Arbeitsstunde bezahlt. Arbeitgeber war eine Gesellschaft für Forstwirtschaft (Société Forestière), die mit der billigen Holzkohle nicht schlechte Profite erzielte, und trotzdem nach kurzer^{Zeit} in Konkurs ging. Die zwei Direktoren, der Generalsekretär und die Inspektoren des Unternehmens verschlangen wohl durch ihr hohes Einkommen und ihre Spesen alle Einnahmen, die der Verkauf der wegen des Kohlenmangels im besetzten Frankreich sehr gefragten Holzkohle erzielte.

Ein freies Leben führen wir - das konnten wir Internierten von uns sagen - aber auch ein Leben voller Freuden ? An den langen Winterabenden saßen wir beim Licht einer E Azetylenlampe in Decken gehüllt um unseren einzigen Tisch herum und schlugen die Zeit tot, oder gingen hinüber zu der Baracke mit spanischen Flüchtlingsarbeitern, die ebenfalls in St. Projet Hilfsdienstpflichten verrichteten. Die Espagnols hatten es immerhin besser als die Palästinenser. Sie schliefen in heizbaren Baracken mit elektrischem Licht und hatten sogar eine Kantine. Wenn wir um sechs Uhr morgens aus der Falle krochen, machten wir unsere Morgentoilette an einem der vielen Wasser-rinsel, die von den Dordogne-Hügeln herab^urollen und während wir uns rasierten (ja, das taten wir zivilisierten Holzarbeiter, alter Gewohnheit getreu, noch immer), froh uns das Rasierwasser oft genug ein. Mit Hilfe eines kleinen Feuers über Reisigbündeln wurde man auch dieses Mißgeschickes Herr.

Unser Aufseher und Vorarbeiter, ein junger französischer Bauer, im Alter etwa Ende der zwanzig, war kein schlechter Kerl, wenn er uns auch ständig zur Arbeit antrieb. Es ging ihm nie schnell genug, wenn wir die Holzkloben der zersägten Baumstämme den Steilhügel hinunterwarfen, oder die zu Holzschichten zerkleinerten Stücke in den frisch errichteten

Meiler trugen. "Hé Rosenbaum, dépêchez-vous, paresseux !" (He Rosenbaum, sputen Sie sich, Sie Faulpelz !) Das Holzbrennen selbst war keine schwere Arbeit. Man konnte sogar dabei ein Liedchen trällern, wenn einem danach gerade zumute war. Das Holz mußte im Meiler so geschichtet werden, daß nicht zu viel Luft zwischen die Holzklötze eindringen konnte, damit die ganze Schicht langsam durchbrannte. Dann konnte nach vierundzwanzig Stunden mit der Auslese und dem Sieben begonnen werden.

Oben auf einer Leiter stand einer der Köhler, neben sich einen großen Jutesack mit schwarzen Holzkohlestücken verschiedener Größe und schüttete den Sack langsam über eine hölzerne Gleitschiene hinunter durch zwei Siebe. Die Arbeiter zu seinen Füßen, in eine schwarze Staubwolke gehüllt, fingen die hinabgeglittenen Stücke in schweren Papiersäcken auf, rechts landeten die großen, links die kleineren, samtglatte, glänzende, tief-schwarze Röllchen. Dann wurden die Papiersäcke mit Holzkohle gewogen, das Gewicht markiert und die Gesamtzahl der Säcke in ein Notizbuch eingetragen. Ich, der Älteste des Teams, hatte es nach einiger Zeit zum "Waagemeister" gebracht. Der junge Aufseher hatte rasch erkannt, daß ich nicht nur französisch sprechen konnte, sondern auch lesen, schreiben und rechnen. Auch wohl, daß ich ihn nicht bei der Gewichtsaufnahme und beim Zählen betrügen würde. Er betrachtete mich als bon copain.

Dabei war ich keineswegs der einzige Intellektuelle in seiner Mannschaft. Einer meiner jüngeren Kameraden, ein Wiener Physiker und Ingenieur, erzählte uns von seinen Studien, und dabei kam zum Vorschein, wie gut er mit Einsteins Relativitätstheorie vertraut war. Einmal, als der Vorarbeiter gerade fortgegangen war, fragte ihn, den Physiker, der Kamerad Fraumann, ein junger polnischer Jude, der oben auf seiner Leiter stehend die Holzkohle hinunterschüttete, ob er ihm nicht die Relativitätstheorie erklären könne. Und nun, während die Kohlestücke mit Getöse abwärtsrollten und der Kohlestaub aufwirbelte, lieferte der Einsteinkerker einen klaren populären Vortrag über die Theorie des großen Juden Einstein. Wir schluckten Kohlestaub und waren in einer anderen Welt ... Nach dem Vortrag über Einstein diskutierten wir eifrig, ob nicht auch der Kohlestaub, den Holzkohle hervorrufe, ein relativer Begriff sei, jedenfalls relativ weniger gesundheitsschädlich als etwa Steinkohlenstaub. Der polnische

Jude Fraumann, ein Reinlichkeitsfanatiker, der sich nach getaner Arbeit gleich dreimal nacheinander mit Seife und Bürste wusch und dadurch stets zu spät zum Essen kam, erklärte: "Für mich ist Kohlestaub eben Staub, scheußlich und unerträglich!"

Wenn wir todmüde nach zehn Stunden Holzarbeit zu Fuß "nach Hause" trotteten, kurz vor Sonnenuntergang, überkam uns ein Gefühl fast glücklicher Befriedigung, wir sahen aus wie Schornsteinfeger, wenn auch ohne Zylinderhut, und machten Witze. "Marcus," sagte einmal mein Kamerad Alexander, den wir wegen seines stattlichen Wuchses gern den "großen Alexander" nannten: "ich stelle mir gerade vor, wie gut Du im Frack mit weißer Binde aussehen würdest." - "Und Du noch besser!" antwortete ich, und wir lachten.

Wenn der gesamte Holzvorrat an einer Arbeitsstelle zu Holzkohle verbrannt war, mußte der Arbeitsplatz gewechselt werden. Das bedeutete mitunter einen Fußmarsch von mehreren Kilometern hin und wieder zurück. Unsere letzte Arbeitsstätte lag am anderen Ufer des Dordogneflusses. Da keine Brücke über den hier etwa 80 m breiten, ziemlich reissenden Fluß hinüberführte, wurde eine primitive Drahtseilfähre improvisiert. Das Drahtseil war über eine Holztrommel gespannt, und einer der Arbeiter mußte mit Hilfe einer Handkurbel die Mannschaft, die auf einem windigen Holzbrett stand und sich nur an einer Stange mitten auf diesem Brett festhalten konnte, ans andere Ufer hinüberkurbeln. Ein recht gefährlicher Transport menschlicher Fracht. Wehe, wenn der Mann an der Kurbel nur einen Moment losließ! Dann schnellte das Drahtseil mit Blitzgeschwindigkeit von der Spule ab; ein Stopper, Schnäpper genannt, war nicht vorgesehen, obwohl der bei Anlagen dieser Art heutzutage üblich, meist sogar obligatorisch ist. In der Tat: Zweimal passierte es, daß der Mann an der Trommel die Kurbel losließ. Einmal fiel der Inspektor bei einer Besichtigung ins Wasser und rettete sich schwimmend ans Ufer. Das andere Mal geschah das Mißgeschick kurz vor dem Ziel, und die Mannschaft wurde ans Ufer geschleudert. Ich selbst kam mit blutender Oberlippe und einem tiefen Hautriß davon. Trotz dieser beiden Unfälle hielt es die Forstwirtschaftsgesellschaft nicht für nötig, sich in die Ausgaben für eine Sicherheitsvorrichtung zu stürzen.

An einem sehr kalten Wintertage des Jahres 1941, nicht lange vor Weihnachten, kam von unseren Kameraden im Lager-Hauptquartier Mauriac ein SOS-Hilferuf: Alle zum Lager gehörigen Genossen wurden aufgefordert, sich zu einer großen Protestkundgebung um 7 Uhr abends in Mauriac einzufinden. Die Sache sei von höchster Bedeutung für uns alle. Diesem Aufruf konnte niemand sich entziehen. Wir brachen nach 5 Uhr auf, um zu Fuß nach dem 8 km entfernten Mauriac zu ziehen. Wir froren bitterlich und marschierten im Eiltempo, um die Kälte zu vergessen. Mehrere hundert Holz- und Holzkohlearbeiter füllten den Mannschaftssaal. Nach einer Tasse heißen Tees fühlten wir uns soweit gestärkt, daß wir die Ansprache des Gruppensprechers anhören konnten.

Er berichtete: In einer der ~~anderen~~ Arbeitsgruppen herrschten unvorstellbare und unerträglich gewordene Zustände. Sie könnten das ihnen zugemutete Arbeitsmaß nicht länger ertragen. Ein Protest der Gruppe bei Capitaine Lévy sei von diesem mit Achselzucken zurückgewiesen worden. Wenn die Gruppe nicht ihre Arbeit nach Vorschrift ausführe, so würden alle in ein Straf-lager überführt, wo man ihnen schon Raison beibringen würde, drohte der Kommandant. Daraufhin hätte die Gruppe die Arbeit niedergelegt und wäre in Streik eingetreten. Der Sprecher forderte alle Kameraden auf, sich mit den bedrohten Genossen solidarisch zu erklären, es gäbe keinen anderen Weg. Dreihundert "Palästinensische Arbeiter" stimmten ab: STREIK ! In einer schriftlichen Erklärung, die an die dem Lager Mauriac vorgesetzte Dienst-behörde gerichtet war, forderten wir, allen Drohungen und Gefahren trotzend, daß wir die Arbeit erst dann wieder aufnehmen würden, wenn die unwürdigen Zustände behoben und der Capitaine Lévy, der dafür verantwortlich sei, durch einen anderen Kommandanten ersetzt würde.

Zu dieser offenen Revolte gehörte Mut. In einem deutschen Konzentrationslager wäre ein solcher Massenaufstand mit sofortiger Erschießung der Rädelsführer oder mit dem Tode in der Gaskammer bestraft worden. Die Todesgefahr drohte und nach menschlichem Ermessen hier nicht. Immerhin bestand die Möglichkeit, daß die Vichy-Regierung uns alle der deutschen Okkupationsbehörde aus-liefern oder zumindest die angedrohte Überführung in ein Straf-lager, sprich Gefängnis, durchführen würde. Zu unseren Gunsten

sprach unseres Erachtens nur, daß die Franzosen ungern auf dreihundert billige Holzarbeiter verzichten würden, im Hinblick auf den Arbeitermangel im besetzten Frankreich.

Die kleine Revolte endete mit dem Erfolg der Streikenden. Zwei Tage nach unserer Kundgebung erschien ein neuer Kommandant, namens Leveau, der Monsieur le Capitaine Lévy ablöste und die unerträglichen Zustände in der Arbeitsgruppe zu beheben versprach. Wir Palästinensischen Arbeiter hatten gesiegt. So stolz wie damals fühlten wir uns nie zuvor und nie wieder seitdem. Der neue Herr war kein Jude wie sein Vorgänger und er schien zunächst ein wenig menschenfreundlicher uns gegenüber. Von Beruf und seiner Natur gemäß war er ein kleiner Beamter, stets bereit, die Befehle Vichys getreulich auszuführen.

Ein paar Monate später erkrankte ich. Man legte mich in das sogenannte Lagerlazarett und überließ mich meinem Schicksal. Ich fühlte mich von Tag zu Tag elender, konnte nichts mehr essen und wurde zusehends gelber. Dann kam endlich der Lagerarzt, sah mich grinsend an und gab mir zur Bestätigung der völlig klaren Diagnose Gelbsucht einen heftigen Schlag in die Rippen, dorthin wo die Leber sitzt. Man entließ mich aus dem "Lazarett", gab mir einen Eisenbahnfahrschein nach Aurillac, der Departements-Hauptstadt, wo ich mich im Krankenhaus zu melden hätte. Ich überstand den langen Fußmarsch zum Bahnhof in Mauriac und den weiteren zum Kreiskrankenhaus in Aurillac.

Gegen Abend kam ich dort an. Die Katholischen Schwestern sahen mich mit Erstaunen an, offenbar fassungslos, daß ein Jude, ein kranker Jude, so wie ich aussähe. Ich bekam ein Bett, ein richtiges Bett mit weißem Bettzeug, das ich schon lange nicht mehr gesehen hatte und - lächelte beinahe glücklich, daß ich nun wieder ein Mensch geworden sei, um den sich ein Arzt und Krankenschwestern kümmern würden. Bis heute entsinne ich mich noch genau des Blickes, den mir die Nachtschwester zuwarf, als das Abendgebet gesprochen wurde. "Wird der Jude mitbeten?" las ich in ihren Augen. Ich faltete die Hände, die Schwester schien beglückt darüber, daß auch ein Jude bete, oder sich zumindest dem Gebete nicht entzog, und sie lächelte mich an. Seitdem hatte ich es gut im Krankenhaus von Aurillac, in dem ich vier Wochen verbrachte.

In jenen Tagen des Novembers 1942 besetzten die deutschen Truppen den bisher freien Teil Frankreichs und durchquerten dabei

auch das Departement Cantal, in dessen Hauptstadt ich im Krankenhaus lag. Durch das Fenster des Krankensaals konnte ich das Schauspiel mit ansehen, und am nächsten Tage, an dem ich zum ersten Male ausgehen durfte, war es mir möglich, die deutschen Soldaten von der Nähe aus zu beobachten. Mir war, als ob ich völlig wach einen bösen Albtraum hätte. Das waren also die Söhne derer, mit denen zusammen ich einmal als Gefreiter im Weltkrieg Nr. 1 gedient hatte und gen Rußland gezogen war. Und nun, weniger als dreißig Jahre später, waren diese deutschen Jungen und Mäbner im Zeichen des Hakenkreuzes ausgezogen, um Europa zu erobern. Sie warfen mir gleichgültige, kaum neugierige Blicke zu, als ich da vor ihnen stand und zusah, was sie auf ihren Tanks trieben, und sie ahnten bestimmt nicht, daß ich - wäre ich nicht ein verfemter deutscher Jude - wahrscheinlich als einer der ihren in den 2. Weltkrieg hätte ziehen müssen. Ja, das waren doch dieselben Gesichter, das war doch dieselbe deutsche Muttersprache, die mir seit über vierzig Jahren selbstverständlich und vertraut waren. Ich gehörte doch zu ihnen, aber sie waren meine Feinde geworden. Nicht einmal durfte ich es wagen, ein deutsches Wort mit ihnen zu wechseln, um nicht Verdacht zu erregen.

Nach knapp vier Wochen wurde ich aus dem Krankenhaus als geheilt entlassen. Sollte ich nicht, anstatt ins Lager zurückzukehren, einfach entfliehen? Aber wohin? Wo hätte ich mich verstecken können? Wer hätte mich aufgenommen? Noch erschien mir das Leben als Holzarbeiter erträglicher und sicherer als die Flucht eines Mittellosen ins Unbekannte! Sofort nach meiner Meldung im Lager wurde ich als wieder arbeitsfähig zur Holzarbeit eingesetzt. So geschwächt ich auch noch war, ich hielt aus und durch. Ich hatte Glück. Die Forstwirtschaftsfirma, die uns beschäftigte, richtete ein kleines Büro ein, und ich wurde als Schreiber in dieses Büro beordert. Ja, ich durfte mir sogar ein ungeheiztes Dachzimmer im Dorf mieten bei einer alten Witwe, die sich damit eine kleine Nebeneinnahme zu ihrer Rente verdienen wollte. Die Frau war eine bigotte Pfennigkratzerin, die ihre Ersparnisse im Strumpf versteckte. Sie hat mir später dazu verholfen, der Deportation zu entkommen. Als Weihnachten des Jahres 1942 kam, bat ich sie, mich zur Mitternachtsmesse ins Nonnenkloster, das sich im Dorf befand, mitnehmen zu wollen.

während die anderen bei ein paar Gläsern Pinot, dem billigen Rotwein, Weihnachten feierten, pilgerte ich mit der Alten hinauf ins Kloster. Wielange war es her, daß ich keine gute Musik mehr gehört und ~~ge~~ fromme Weihnachtsgesänge in mich aufgenommen hatte! Ich, ein Jude, saß still und andächtig in der geheizten Kapelle, die im Kerzenglanz leuchtete, der einzige Nichtgläubige, der wohl jemals in diesem Nonnenkloster zur Mitternachtsmesse zugelassen war. Weltvergessen träumte ich den schönen Traum vom Frieden auf Erden, den der Heiland einer Welt ohne Hass zu bringen berufen war.

Nur wenige Monate vor dieser Weihnachtsnacht 1942 hatten Gendarmen aus Mauriac noch vor Sonnenaufgang einen Teil unserer Gruppe abtransportiert - ins Unbekannte. Jeder von uns ahnte, daß das Ziel ein deutsches KZ-Lager war. Und das war gewiß etwas anderes als ein Camp de travailleurs étrangers in Frankreich, wenn auch damals niemand von uns wußte, daß ein KZ ein Vernichtungslager mit Gaskammern bedeutete. Der Abtransport betraf nur solche Flüchtlinge, die seit 1938 (oder war es 1936 ?) nach Frankreich gekommen waren. Die übrigen unserer Gruppe, so versicherten die Gendarmen, wären nicht betroffen (sie sagten nicht: „noch nicht“), und könnten ruhig weiterschlafen. Man verlas die Namen der einzelnen, die auf einer Liste standen und mitkommen mußten, die sechs Gendarmen passten auf, daß ihnen niemand entkam. Natürlich konnten wir Nicht-Verhafteten nicht mehr weiterschlafen. In tiefer Erregung und im Bewußtsein unserer Hilflosigkeit trösteten wir die zur Deportation verurteilten Kameraden und umarmten sie. Auf Nimmerwiedersehen. Nie mehr haben wir etwas von ihnen gehört ...

Jetzt war der Moment gekommen, in dem eine Flucht aus dem Arbeitslager unaufschiebbar erschien. Einer von uns, der jüngste der Gruppe - sein Name war Brauch - verschwand eines Nachts in aller Stille, ohne zuvor jemand ein Wort über seine Absichten zu verraten. Er soll, wie wir später erfuhren, in die Schweiz entkommen sein, wo ihn sein wohl-bemittelter Vater erwartete. Wohin aber sollten wir anderen uns wenden ? Es erschien uns als tollkühn, ins Leere hinein zu springen, mittellos wie wir waren, und ohne Freunde im Lande, die bereit gewesen wären, uns zu verstecken. Obendrein waren die meisten unserer Gruppe der Landessprache kaum mächtig. So blieben wir wo wir waren, und klammernten uns an den Strohalm der Illusion, daß uns vielleicht doch

die Deportation erspart werden würde.

Am 25. Februar 1943, an einem kalten Wintermorgen, wurden meine Kameraden in ihrem jammervollen Quartier um 6 Uhr morgens aus dem Schlaf gerüttelt. Die sechs Gendarmen, die bereits vor mehreren Monaten befehlsgemäß die Hälfte unserer Gruppe abgeholt hatte, handfeste Familienväter alle, Karabiner über der Schulter, besetzten das Haus. Der Lastwagen stand vor der Tür, um die menschliche Fracht mitzunehmen. Mit den Gendarmen war Capitaine Leveau im Auto zur Stelle. Ich war gerade auf dem Weg zur Kantine der Spanier, wo wir den Zichorienaufguß, hier Kaffee genannt, jeden Morgen zu uns nahmen. Da kein anderer Weg nach der Kantine führte, lief ich dem Kommandanten sozusagen in die Arme. Er kannte mich, wußte auch über meinen Beruf Bescheid und über meine frühere Tätigkeit für die französischen Eisenbahnen. "Wohin gehen Sie, Marcus?" - ich antwortete: "Zur Kantine." Während meine neun Gefährten bereits auf den Lastwagen verladen wurden, durfte ich mir noch schnell einen Napf Kaffee holen. Warum gewährte mir der Kommandant diese Gunst? Wollte er mir allein die Chance geben, in letzter Minute zu entkommen? War das ein Anflug von menschlicher Sympathie, oder war er seiner Sache einfach so sicher, daß niemand entkommen könne, da doch sechs Gendarmen Wache hielten? Ich habe oft darüber nachgedacht und weiß keine Antwort. Immerhin, wenn er wirklich mir die Chance zur Flucht bieten wollte, warum ließ er mich nicht am Tage zuvor durch einen Mittelsmann heimlich warnen? Oder erschien ihm das doch zu gefährlich für ihn selbst?

Ich lief in die Kantine, etwa 50 m entfernt, bat den Kantinenwirt, mir die Hintertür der Baracke zu öffnen, die auf die Dordogne-Hügel führte. Er war gerade dabei, ein Schwein zu schlachten. In blutbespritzter Schürze, die ihm bis zu den Knien hinunterhing, mit bluttriefenden Händen führte er mich durch den schmalen Raum, in dem er die Sau geschlachtet hatte. Der Anblick muß meine durch die Erregung offengelegten Nerven besonders tief getroffen haben, vielleicht erschien mir das Sauschlachten als ein Symbol dessen, was mir bevorstand, wenn ich nicht noch entkomme ...

Nachdem der Wirt mir wortlos die Hintertür geöffnet hatte, sah ich vor mir links und rechts die Steilhügel der Dordogne-Schluchten, bis zur Höhe mit großen Reisigbündeln bedeckt. Als Wasserscheide zwischen den Hügeln, von denen der rechte auf die

Landstraße hinaufführte, floß ein kleiner Bach. Blitzschnell erkannte ich, daß die einzige Rettungsmöglichkeit für mich in diesem Moment nur sein könnte, unter eines der Reisigbündel zu kriechen, und dies auf dem Steilhügel zur Linken des Baches, zu dem man nur gelangte, wenn man zuvor den Bach überquert hatte. Da nirgends ein Steg über den Bach führte, mußte ich also durch das Wasser waten, das mir bis zu den Knien reichte.

Ich lief ein paar Meter weit und kroch unter das größte Reisigbündel, das ich sah. Mit zerschundenen Händen und das Gesicht von Reisigspitzen zerstoichen, gelang es mir, in Sekundenschnelle mich so tief unter dem Reisighaufen zu verbergen, daß man mich von der Landstraße aus wohl nicht mehr sehen konnte. Auf der Landstraße jenseits des anderen Hügel erschien mehrere Gendarmen und suchten mit Ferngläsern das Gelände ab. Offenbar bemerkten sie mich nicht. Ich wartete darauf, daß sie nunmehr versuchen würden, den jenseitigen Hügel hinabzusteigen und den Steilhügel, auf dem ich mich versteckt hatte, hinaufzuklettern, um die Reisigbündel einzeln abzusuchen. Aber da war ja der Bach dazwischen, und da hätten sich meine Gendarmen Füße und Beine na~~m~~ machen müssen - und das erschien wohl meinen Verfolgern denn doch eine zu große Zumutung wegen eines einzigen travailleur, palestinien ! Nach einer Viertelstunde etwa zogen sie ab und ließen mich da oben liegen.

Wie gut, dachte ich bei mir und atmete erleichtert auf, daß diese Szene sich in Frankreich und nicht in Hitler-Deutschland zugetragen hatte ! Dort hätte man mich bestimmt gefunden. Es bedurfte nur eines Polizeihundes, um mich unter dem Reisigbündel aufzustöbern. Von kurz nach sechs Uhr morgens bis zum Sonnenuntergang gegen sechs Uhr abends lag ich mäusestill, ohne mich zu rühren, in meinem windigen Versteck. Ich hatte Hunger und durfte mich nicht rühren. Ich hätte ein Königreich gegeben für eine einzige Zigarette, aber ich durfte nicht rauchen, das hätte man sofort von der Landstraße aus bemerkt. Ich rieb mir ~~die~~ Hände und Gesicht; denn ich fror jämmerlich. Die Stunden krochen dahin. Wenn nur der Abend und damit die Dunkelheit käme ! Endlich, endlich wurde es langsam dunkel. Vorsichtig kroch ich aus meinem Reisigbündel hervor, wie ein Maulwurf, der tastend sich seinen Weg

ins Freie kratzt. Niemand war auf der Landstraße zu sehen.

Ich lief in die Baracke der spanischen Kameraden, die mich gut kannten, obwohl ich spanisch nicht verstand und sie nur Brocken französisch. Mit offenen Armen wurde ich wie einer der ihren empfangen. Sie alle wußten bereits, was geschehen war, und auch, daß ich als Einziger entkommen war. Man steckte mich unter eine der Feldpritschen, inzwischen holte einer der Gefährten ein warmes Fleischgericht für mich aus der Kantine, und ein anderer ^{er} schob Wache vor der Baracke. Gerade hatte ich begonnen, mit Heißhunger mein gutes Stück Fleisch zu verzehren, da stürzte der Wachposten herein: Attention, sie kommen !

Die Gendarmen waren auf der Suche nach dem Geflüchteten. Sie glaubten wohl, ich wäre aus meinem Versteck in mein Dachzimmer bei der alten Witwe zurückgekehrt. Die alte Frau war schlau. Sie händigte den Polizisten meinen Zivilanzug und Mantel, die im Zimmer hingen, nicht aus. "Die gehören meinem Sohn, der Arbeitsdienst in Deutschland macht !", sagte sie. Das war mein Glück ! Im verschmutzten Arbeitszeug und ohne Mantel hätte ich ja die Flucht nicht wagen können, ohne aufzufallen. In den Taschen meines Zivilanzuges hatte ich alle meine Ausweise, Lebensmittelkarten und das gesparte Geld. (Wären die Gendarmen etwas gründlicher bei ihrer Haussuchung vorgegangen, hätten sie leicht feststellen können, daß die ganze Geschichte, die ihnen die Frau erzählte, erfunden war.) Aber - so frage ich mich - hat meine Lebensretterin wirklich nur an mich gedacht, als sie den Anzug und Mantel nicht auslieferte ? Vielleicht dachte sie bauersschlau daran, daß sie die Kleidungsstücke für ihren Sohn behalten sollte, falls ich nicht zurückkäme und sie reklamieren würde ? Nach der Haussuchung gingen die Gendarmen in das erbärmliche Quartier unserer Gruppe, aus dem sie bei Morgengrauen meine Kameraden herausgeholt hatten, suchten es mit Taschenlampen ab, und fanden natürlich niemand außer ein paar Ratten ... An die Möglichkeit, daß ich bei den Spaniern sein könnte, daran dachte ein französischer Landgendarm offenbar nicht. Sie stiegen in ihr Auto und fuhren heim. Es war Zeit für sie zum Abendessen, das auf sie wartete.

Alles klar ! meldete der auf Wache stehende Spanier. Ich kroch unter der Pritsche hervor und vollendete meine

Mahlzeit, die köstlich mundete, obwohl sie ganz kalt geworden war. Die Nacht verbrachte ich unter Stroh in einer Scheune, in der mich eine brave Bauersfrau versteckte. Ich tat kein Auge zu und verschwand, als ^{es} zu dämmern begann, stieg den Berg hinan auf Wal^dpfaden, die zum Nachbardorf führten. Ich ging in das erste Haus hinein, wo ein Bauernpaar das Morgenföhstück richtete. Die Bauersfrau, etwa Mitte der Vierziger, war gerade aus dem Bett gekrochen. Das Wasserglas mit ihrem Gebiß stand noch auf dem Tisch des Wohnraumes. Ich erzählte, was drunten in St. Projet geschehen sei, und flehte das Paar an, mich gegen gutes Entgelt - ich nannte eine schöne Summe - für ein paar Tage zu verstecken und zu verpflegen. Ich hätte Frau und Kind daheim in Paris, und Gott würde es ihnen lohnen, wenn sie mir helfen wollten, mein Leben zu retten. Die Frau schien gerührt, der Mann hatte Angst. Die Frau sprach dringlich auf ihn ein, er solle doch einem Verfolgten helfen, das sei ein anständiger und gebildeter Mann, und schließlich könne ja auch ihnen passieren, daß eines Tages die boches den Mann zum Zwangsarbeitsdienst ~~ab~~ in Deutschland abholen würden. Nach einigem Hin- und Her wurde der Handel perfekt. Der Mann willigte ein, mich in seiner stillgelegten Mühle, hundert Meter vom Bauernhaus entfernt, zu verstecken. Aber er könne den Ofen in der Mühle nicht heizen, der Rauch würde sofort von den Dorfbewohnern bemerkt werden und ihren Verdacht erregen ...

Mittags und abends brachten sie mir etwas zu essen. Gute warme Bauernkost. Zu lesen bekam ich alte Zeitungen ^{und} Magazine, zu rauchen handgedrehte Zigaretten mit dem schwarzen Tabak der "Gauloises". Nach einer Woche brachte mich der Bauer frühmorgens zum nächsten Bahnhof, etwa zehn km entfernt. Er auf dem Fahrrad, ich zu Fuß neben ihm. Ich hatte vor, bis Lyon zu gelangen, wenn es mir gelingen sollte. Dort wollte ich den Präsidenten des Consistoire Israélite (Israëlitische Kultusgemeinde) Monsieur Jacques Heilbronner, aufsuchen. Das hatte mir der Generaldirektor der französischen Staatsbahnen, Raoul Dautry empfohlen, mein Arbeitsgeber in Paris von 1933 bis 1939. In einem Briefe, den ich im Lager bekam, hieß es, M. Heilbronner wäre von ihm, Dautry, bereits über mich informiert.

25-2223-23

Bis nach Lyon durch das besetzte Frankreich zu gelangen, war ein Wagnis. Zwar war im Zuge keine Kontrolle durch deutsche Polizei oder Militär, aber die Bahnhöfe waren von deutschen Soldaten streng bewacht. In Clermont-Ferrand, einem Eisenbahnknotenpunkt, mußte ich umsteigen. Als ich den Bahnhof verlassen wollte, um in ein Wirtshaus zu gehen, bemerkte ich vor allen Ausgängen einen deutschen Wachtposten, Karabiner über der Schulter. Jeder Reisende mußte seine Papiere vorzeigen. Ich kehrte um und versuchte mein Heil im Bahnhofswartesaal. Gegen drei Uhr nachmittags leerte sich der große Wartesaal, ich blieb für einige Minuten allein. Die patronne, die an der Kasse saß, verschwand für einen Augenblick. Ich legte das Geld für meine Zeche auf den Tisch, öffnete vorsichtig die Tür, die zum Bahnsteig führte, und fand zu meinem Erstaunen, daß sie nicht verschlossen war. Ich trat hinaus auf den Bahnsteig.

Zwei deutsche Soldaten patrouillierten auf dem Bahnsteig, der gerade völlig menschenleer war. Um nicht die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, ging ich zum Zeitungsstand auf dem Bahnsteig, kaufte Zeitungen, Schokolade und anderes. Die Verkäuferin, die sich langweilte, schien erfreut, mit einem Reisenden plaudern zu können. Der Plausch wurde so angeregt, daß die Patrouille keinen Verdacht schöpfen konnte, offenbar hielten sie mich für den chéri der Zeitungsverkäuferin. Endlich kam der Zug nach Lyon. Als ich gegen acht Uhr dort ankam, war gerade Fliegeralarm, die Stadt völlig verdunkelt, und niemand wurde aus dem Bahnhof während der ganzen Nacht herausgelassen. Die Reisenden mußten alle in den Wartesälen übernachten.

Der Wartesaal zweiter Klasse war überfüllt. Kein Stuhl mehr frei, in allen Ecken hatten sich Reisende ein Lager für die Nacht gerichtet. Ich versuchte mein Glück im Wartesaal erster Klasse, "strictement réservé pour voyageurs de 1^{ière} classe". Dort fand ich einen bequemen Lehnstuhl unbesetzt. Ich ließ mich nieder und schlief sofort ein, völlig übermüdet. Es war etwa zwei Uhr nachts, als ich aus dem Schlaf geweckt wurde. "Vos papiers, s'il vous plaît!". Vor mir standen drei junge französische Polizisten, sympathische Jungen, so schien mir. Sie kontrollierten die Papiere aller im Wartesaal Übernachtenden. Selbstverständlich durfte ich ihnen keinen meiner Ausweise zeigen, aus dem meine Nationalität

und meine jetzige Situation hervorging. Aus meiner Brieftasche zog ich eine CARTE D'IDENTITE PERMANENTE hervor, die vom Ministère des ^{Et}aux Arts ausgestellt war, mein Bild und das Siegel des Ministeriums trug und mich zum kostenlosen Eintritt in alle staatlichen Museen und Bauwerke ermächtigte. Offenbar hatte der Polizist noch nie zuvor eine solche Karte gesehen. Das Wort PERMANENTE (von unbegrenzter Dauer) schien ihn zu beeindrucken. Er händigte die Identitätskarte für den Docteur-ès-lettres Erich Marcus seinem Kollegen aus, dieser reichte sie dem dritten weiter. Der gab sie mir zurück und sagte: " Merci, Monsieur." Ich war - gerettet.

Unmöglich weiterzuschlafen. Ich stieg die Treppe hinunter, ging in den Bahnhofsaußenschank und bestellte einen Cognac, dann einen zweiten und mehrere Tassen Kaffee. Die Gedanken schossen mir wild durch den Kopf: Versteck unter Reisbündeln, Nacht im Heu, Flucht vor Sonnenaufgang, Versteck in der Mühle, Marsch zum Bahnhof, Wartesaal in Clermont-Ferrand, Tür zum Bahnsteig offen, und nun - die permanente Identitätskarte, die Wunder wirkte ... Habe ich nicht einen Schutzengel über mir ? Fünf Stunden hielt ich wartend durch, bis bei Morgengrauen die Bahnhofstore aufgemacht wurden. Gerade wurden auch die Geschäfte geöffnet. Ich beschloß, die alte Baskenmütze, die ich jahrelang zur Arbeit tagtäglich getragen hatte, durch einen richtigen Filzhut zu ersetzen. Mit dem Hute in der Hand, nein: auf dem Kopf würde mich niemand für einen Holzkohlearbeiter halten. Ich wollte wieder wie ein braver Bürger aussehen.

Es war neun Uhr, als ich an der Eingangstür zum Consistoire Israélite läutete. Der Präsident, M.Heilbronner, war noch nicht da. Ich wartete eine halbe Stunde, dann ließ man mich vor. M.Heilbronner sah mich erstaunt und verschreckt an, als ich ihm die Geschichte von meiner Flucht erzählte. Der alte Herr, sehr vornehm, sehr französisch in Aussehen und Gesten, hörte aufmerksam zu und schien besorgt. Vielleicht dachte er bei sich, daß auch er, der juif français, eines Tages von der Vichy-Polizei auf Befehl der Okkupationsbehörden abgeholt und verschickt werden könnte. Und das ist dann auch später so geschehen, er wurde verhaftet, in ein deutsches Konzentrationslager geschickt, von wo er nie wieder-gekehrt ist.

M.Heilbronner riet mir dringend, noch heute Lyon wieder zu verlassen, das von den Deutschen besetzt war, und nach dem

nahen Grenoble flüchten, das damals noch von den Italienern, Hilters Bundesgenossen, okkupiert war. "Da geht es nicht so scharf zu wie hier. Dort können Sie leichter untertauchen", meinte M. Heilbronner. Er gab mir die Adresse eines Verbindungsmannes in Grenoble und drückte mir ein paar hundert Francs in die Hand, mit allen guten Wünschen für die Zukunft.

Im Abendzuge nach Grenoble war - entgegen der Warnung, die ich in Lyon erhalten hatte - keine deutsche Kontrolle beim Übergang zur italienischen Zone. Ich suchte den Monsieur Weil auf, dessen Adresse man mir in Lyon gegeben hatte, fand aber nur seine Gattin zuhause. Sie bat mich, den Mitarbeiter ihres Mannes, Monsieur Samy Lattès, aufzusuchen, er würde mir bestimmt weiterhelfen. M. Lattès wohnte am schönsten Platz von Grenoble. Als man mir dort die Wohnungstür öffnete glaubte ich, eine Pariser Traumwohnung zu betreten. Licht und Wärme umfingen mich, elegante Sessel mit Seide bespannt, antike Tische und Schränke, große Vasen mit duftenden Blumen, Gemälde an den Wänden - wie lange war es her, daß ich, der Lagerinsasse, der Kohlenbrenner so etwas gesehen hatte? Das also gab es noch immer!

Schon nach dem ersten Händedruck mit M. Lattès, einem bereits leicht ergrauten Dreißiger, von Beruf Professor für Italienisch an der Sorbonne, fühlte ich, daß er mir helfen würde. Ich erzählte ihm meine abenteuerliche Geschichte von den Lagern, von meiner Flucht und hatte dabei nur einen Wunsch, zunächst einmal in einer solchen Wohnung wenigstens für eine Nacht schlafen zu dürfen. Aber das große schöne Appartement war von der ganzen Familie, zu der nicht nur M. und Mme. Lattès und zwei Kinder gehörten, auch Schwiegereltern und Freunde, bis auf das letzte Bett und die letzte Couch besetzt. Sehr verlegen bedauerte er, daß er mir in meiner Situation nicht Asyl in seiner Wohnung bieten könne. Plötzlich schien ihm ein guter Einfall durch den Kopf zu gehen. "Ich erwarte noch heute Abend den Père Grouès. Der wird Rat wissen!" sagte er. Und in diesem Moment läutete es an der Wohnungstüre. Herein trat ein junger, kaum dreißigjähriger Geistlicher, hager und bleich. Güte und Opferbereitschaft leuchteten aus seinen grauen Augen. Dieser unbekanntes junge Hilfsgeistliche an der Kathedrale von Grenoble wurde nur wenige Jahre später der weit über Frankreich hinaus berühmte Abbé Pierre, der "Lumpenpriester", der es zuwege gebracht hatte, dem Wohnungselend der Obdachlosen in Paris, der Ärmsten der Armen, ein Ende zu machen.

Der Pater schlug mir vor, die Nacht in seiner Kammer zu verbringen. Zuerst wolle er versuchen, mir provisorisch ein faux papier (einen falschen Ausweis) herzustellen, damit ich nicht bei einer Kontrolle der Polizei in die Hände fiel.

Es war elf Uhr nachts, als wir das Pfarrhaus auf leisen Sohlen betraten. In der winzigen Kammer des Père stand ^{en} ein Feldbett, ein Tisch und zwei Stühle. Im Schein des dünnen Lampenlichts betrachtete Père Grouès meine Carte d'Identité. Der Name Erich Marcus müsse abgeändert werden, meinte er, das sei vorerst das Wichtigste. Mit einem Bleistift tastend versuchte er die Möglichkeiten, den verdächtigen deutschen Vornamen Erich und danach auch den Familiennamen Marcus in einen französisch klingenden umzumodeln. Plötzlich rief er: "Voilà! "(Ich hab's!) Aus ERICH war ETIENNE geworden. Die Feder hatte das r in ein t, das c in ein e, das h in ein n abgeändert, und da noch Platz genug da war, konnten die zwei letzten Buchstaben ne angefügt werden. Danach war es leicht, MARCUS in MARAIS zu verwandeln, das c mit dem u zu verbinden, sodaß ein a daraus wurde und über den letzten u-Bogen ein ^{en} i-Punkt darüber zu setzen.

Das war die erste Fälschung, die der Père Grouès je unternommen hatte. Noch mehr als zehn Jahre später erinnerte er sich daran, als ich ihn ^{in New York} nach einem seiner Vorträge über seine ^{faux} EMMAUS - Bewegung wiedersah. Mit den Worten "Mes premiers ^{faux} papiers!" begrüßte er den von ihm kreierten Etienne Marais, schloß mich in seine Arme und küsste mich auf beide Wangen. Nach diesem gelungenen Fälschungsakt bettete der Pater mich auf einer Matratze neben seinem Bett, deckte mich mit einer dicken Wolldecke zu und wünschte mir eine Gute Nacht! Kurz nach fünf Uhr mußte ich aufstehen und das Pfarrhaus unbemerkt verlassen. Es war noch dunkel draussen. Ich setzte mich auf eine Bank, ging um sechs Uhr zu Messe und danach direkt zu M.Lattès, um ihm meine neue Identität vorzuführen.

Das ginge nur für ein paar Tage, meinte mein hilfsbereiter Berater. Er müsse jetzt eine "richtige" falsche Identitätskarte beschaffen, die auch meine französische Nationalität schwarz auf weiss bestätige. Im Polizeibüro von Grenoble hatte M.Lattès einen Helfer, der zur Resistance gehörte. Er stempelte falsche Papiere ab. Nun hatte ich meine ersten echten faux papiers. Damit war ich drei Jahre älter geworden, in Sèvres statt in Berlin geboren,

und französischer Nationalität. Mit Hilfe meines Freundes konnte ich ein möbliertes Zimmer mieten und als Professor für Fremdsprachen Unterricht in englischer und deutscher Sprache geben.

Um die Mitte des Jahres 1943 wurde die italienische Besatzung von Grenoble gegen eine deutsche ausgetauscht. Jetzt drohte wieder Gefahr. M.Lattès übersiedelte mit seiner ganzen Familie in einen kleinen Vorort von Grenoble. Ich tauchte unter in einem Lungensanatorium für tuberkulöse französische Studenten, wo ich mich für Sprach- und Nachhilfeunterricht gegen billiges Entgelt zur Verfügung stellte. Dort konnte ich aber nur wenige Wochen bleiben. Dann fuhr ich nach Villard-de-Lans, dem bekannten Wintersportplatz oberhalb von Grenoble, und stellte mich bei M.Juillet, dem Direktor des dortigen Collège Le Portique vor, der mir als Mitglied der Resistance empfohlen war. Er sagte zu, mich zum Beginn des neuen Schulsemesters im Herbst als professeur de langues étrangères (englisch und deutsch) zu engagieren.

In jenen Tagen des Juli 1943, als ich in Villard-de-Lans war, glaubten noch viele Franzosen - trotz Stalingrad - an den Endsieg Hitlers. Ich saß am Nachmittag des 10. Juli in dem kleinen Café des Ortes bei einer Tasse Tee und hörte zufällig eine Unterredung an einem Nachbartisch mit an. Ein Ortseinwohner, der gerade das Café betreten hatte, überraschte zwei ihm bekannte Gäste mit der Nachricht, daß man am Radio soeben die Nachricht übertragen hätte, die Alliierten seien auf Sizilien gelandet. Da niemand ausser mir im Café war, und die drei mich scheinbar für unverdächtig hielten, gaben sie ihrer Meinung unverhohlenen Ausdruck. "Ausgeschlossen!", meinte der Mann. Die Frau sekundierte ihn: "Fauler Zauber. Alles Bluff!" Diese Unterhaltung zwischen kleinen Leuten in der Provinz war aufschlußreich. Sie zeigte, wie die hypnotische Macht des "unbesiegbaren FÜHRERS" die Köpfe der doch so skeptischen Franzosen umnebelte!

Noch zwei Monate blieb ich in Grenoble, wo ich mich kaum aus meinem möblierten Zimmer mehr herauswagte. Laufend wurden auf offener Straße Ausweiskontrollen unternommen, um vor allem ausländische Juden aufzustöbern. Dabei schreckte die deutsche Polizei nicht davor zurück, in zweifelhaften Fällen, bei denen ein faux papier des Passinhabers vermutet wurde, die Männer zu zwingen, sich zu entkleiden. Wer beschnitten war, galt als Überführt, Jude zu sein. In einem Falle entzog sich ein russischer Jude diesem Verdacht, indem er rundheraus erklärte, er sei

Ukrainer, und in der Ukraine sei Beschneidung auch bei Nichtjuden häufig. Man verprügelte ihn, er sei ein Lügner, aber er gab nicht nach, und die Deutschen Polizisten ließen ihn laufen.

Am 15. September 1943 trat Etienne Marais seinen Dienst im Collège Le Portique an. In diesem Collège - das ist nicht, wie ein amerikanisches College, eine Lehrstätte im Range einer Universität, sondern nur eine private Höhere Schule, ein Lycée also - in diesem Collège kamen 40 - 50 % aller Schüler und Schülerinnen aus jüdischen Familien, meist aus Paris. Einige waren mit falschen (nicht jüdisch^{den} klingenden) Namen registriert. Zum Teil waren die Eltern mit ihren Kindern nach Villard-de-Lans übersiedelt. Unter meinen Schülern war auch Roger, ein Klassenkamerad meines Sohnes Joachim, der mit seiner "arischen" Mutter in Paris verblieben war, und dort das Lycée Janson de Sailly besuchte. Roger kannte mich bei meinem wahren Namen, schwieg aber diskret und taktvoll, und verplapperte sich nie.

Zum ersten Male in meinem Leben hatte ich französische Jungen und Mädchen, zwischen 12 und 19 Jahren, zu unterrichten. In den Deutsch-Klassen waren das nur wenige, und in den obersten Stufen, kurz vor dem Abitur, nur drei oder vier, durchweg Jungen, kein einziges Mädchen. Aufgeschlossene, intelligente und leicht zu führende Jungen. Sie schrieben erstaunlich gute Aufsätze und stellten oft interessante Fragen. Einmal ließ ich sie über das Thema schreiben, welche deutsche Persönlichkeit der Vergangenheit sie besonders mochten, und warum. Da kamen erstaunliche Dinge zum Vorschein. Einer von ihnen hatte sich Goethe als seinen Lieblingsdichter erwählt. Er war begeistert von der Vielseitigkeit dieses "letzten universalen Menschen", hatte nicht nur viel von Goethe in Übersetzung gelesen, wenig in der Originalsprache, und enthüllte verblüffende Kenntnisse. Zum Schlusse seines kleinen Aufsatzes, den er deutsch schrieb, erklärte er, man müsse Goethe in allen größeren Städten Frankreichs ein Denkmal setzen, und dieses Denkmal sollte vor einer Großbank stehen, weil gerade dort die Leute am wenigsten eine Statue des Faust-Dichters erwarteten !

Im Laufe des einen Jahres, das ich in Le Portique als Lehrer verbrachte, kamen auch Einheimische und Besucher des Kurortes Villard-de-Lans zu mir und baten um Englisch-oder Deutsch-Unterricht, natürlich Konversationsstunden. Ich hatte ein hübsches Zimmer im Collège und konnte dort in den Nachmittagsstunden Gäste empfangen. M. Juillet, der Direktor, der die

Schüler seines Internats mit strenger Hand lenkte, war den Lehrern gegenüber ein wohlwollender Kollege, der ihnen jede Freiheit für ihren Unterricht ließ.

Villard-de-Lans wurde das Hauptquartier für das Maquis des Vercors, in dessen Wäldern und Schluchten die Widerstandsbewegung, la Résistance, etwa 3.000 Mann gesammelt hatte. Im Mai 1944 kamen die maquisards in alle Häuser des kleinen Kurortes und holten neue Freiwillige ab. Unter den jüngeren Männern konnte sich kaum einer dem Appell entziehen. Auch einige meiner Kollegen und ältere Schüler ließen sich anwerben und zogen zum Kampf aus. So mancher von ihnen ist nie wiedergekehrt. Kaum zwei Wochen nach der großen Sammelaktion von Volontären für das maquis wurden wir aus dem Morgenschlaf durch den Lärm einer einzieh^{enden} Kompagnie der Division Edelweiß geweckt. Deutsche Soldaten rissen die Türen der Häuser auf, forderten barsch die Bewohner auf, alle Radioapparate ihnen auszuhändigen, und durchsuchten dann die Häuser auf Waffen. Mit einem Gewehrkolbenhieb zerschlugen sie vor unseren Augen die Rundfunkgeräte. Die Zerstörung der Radioapparate sollte es den Franzosen unmöglich machen, Auslandssender, vor allem die englische BBC abzuhören. Ohne Rundfunk war die Bevölkerung den von deutscher Seite systematisch verbreiteten Gerüchten und Falschmeldungen willenlos ausgeliefert. "Hitler tot"! hieß es am Morgen, und am Abend "Hitler lebt". Das war der Nervenkrieg, den Göbbels dirigierte.

"Terroristen da?" brüllten die Soldaten die verschreckten Einwohner an. Der Ort wurde besetzt. Niemand durfte durch die Militärsperren an allen Straßenausgängen hinaus. Das größte Kurhotel wurde Hauptquartier der Division. Der Offiziersstab besetzte die ganze erste Etage des Hotels, nur die zweite und dritte wurde den Kurgästen belassen. Ich hatte Freunde, die dort seit Wochen wohnten, unter ihnen Madame Andrée Vienot, später Unterstaatssekretärin im Ministerium für Jugend und Sport, die Gattin eines der engsten Mitarbeiter de Gaulles in London. Sie war eine besonders mutige Frau. Als Mitglied der Résistance trug sie in langen Fußmärschen Geheimbotschaften vom Hauptquartier des maquis hinunter nach Grenoble, auch noch nach der Besetzung des Ortes durch die Division Edelweiß, und sie wurde dabei nie erwischt.

Eines Tages wurde durch Lautsprecher und Anschlag bekanntgegeben, daß sich alle männlichen Bewohner des Ortes innerhalb

24 Stunden beim Hauptquartier der Division zu melden hätten, angeblich um ihre Ausweise abstempeln zu lassen. Wir vermuteten aber, daß man die noch wehrfähigen Männer des Ortes einsperren oder abtransportieren würde, um dem maquis keinen Nachschub zu ermöglichen. Meine Freunde warnten mich davor, in die Falle zu gehen. Besser sei es, sich zu verstecken. Ich ging trotzdem hin. Ein Unteroffizier nahm mir meine (falsche) Identitätskarte ab, meldete meinen Namen Etienne Marais, den er deutsch aussprach, dem neben ihm sitzenden, recht jovialen Oberstleutnant, der unverkennbar kölnisch sprach. Der Herr Oberstleutnant schlug eine dicke Namensliste auf, die offensichtlich die Namen aller Mitglieder der Résistance und der Verdächtigen trug, und - zu meiner Überraschung - fand er meinen Namen nicht unter den Verdächtigen. (Dabei war mir doch wohl bekannt, daß es so manche Spione im Ort gab !) Meine falsche Identitätskarte erhielt einen echten deutschen Stempel mit dem Hakenkreuz. Ich war entlassen. Zu Hause umarmten mich die Freunde, die mich mit Sorge erwarteten.

Die folgenden Nächte waren sehr unruhig. Es wurde viel geschossen. Man sah Leuchtraketen hochgehen. Flugzeuge erschienen im Tiefflug über den Häusern. Eines Abends wurde das Collège von Soldaten umzingelt, Mitrailleusen vor allen Ausgängen des Hauses aufgestellt. Ein Leutnant und zwei Unteroffiziere betraten das Haus. Sämtliche Insassen mußten antreten und ihre Papiere vorweisen. Der Leutnant fragte mich auf französisch, ob ich "Professeur" am Collège sei. Ich antwortete kurz: " Oui, Monsieur". Die nächste, für mich viel gefährlichere Frage, was ich denn unterrichtete, stellte er nicht. Ich nehme an, dazu reichten seine französischen Sprachkenntnisse nicht ganz. Umso besser für mich. Er hätte sonst entdecken können, daß ich Deutsch unterrichtete, und dann hätte er mich vielleicht als Dolmetscher gleich mitgenommen.

Eines Morgens im Juli hörte man in der Frühe merkwürdigen Lärm im Ort. Wir sahen zum Fenster hinaus. Die deutschen Soldaten der Edelweiss-Division hatten den Ort verlassen. Die Barrikaden an den Straßen-Ausgängen waren verschwunden. Alles atmete erleichtert auf. Die große Leere war mit Spannung erfüllt. Bereits am frühen Nachmittag trafen die ersten amerikanischen Soldaten auf Tanks ein. Großer Jubel erfüllte den ganzen Ort. Die Einwohner trugen die Amis auf ihren Schultern durch den Ort.

C'est la Libération ! Die Befreiung ist da ! Man überschüttete die Amis mit Blumen, die Mädchen sparten nicht mit Küssen, kletterten auf die Tanks und boten den amerikanischen Jungen Wein und Cognac an. Als Gegengeschenk erhielten die Franzosen amerikanische Zigaretten und die Kinder Schokolade. Es wurde geweint und gelacht.

In den nächsten Tagen erschienen wieder die maquisards. Sie hatten in Vercors schwere Verluste erlitten. Einer meiner jungen Freunde, ein französischer Jude, der als Leutnant im maquis diente, war durch Kopfschuß getötet worden. Seine junge belgische Frau und der alte Vater waren völlig zusammengebrochen. Als ich die junge Frau einige Tage später besuchte, um ihr meinen Schmerz über den grausamen Verlust auszudrücken, erschien sie dem Wahnsinn nahe. Sie konnte kein Wort sprechen und sah mich mit fast irren Augen hilflos an. Ich dachte bei mir: Warum hat das Schicksal mich, den verfolgten deutschen Juden durch alle Gefahren hindurch gerettet und ihn, den um mindest zwanzig Jahre jüngeren Freund, der sich wenige Tage zuvor freiwillig dem maquis zur Verfügung gestellt hatte, seiner glücklichen Ehe mit einer geliebten Frau entrissen und geopfert ?

Auch einer meiner Schüler, der achtzehnjährige einzige Sohn einer Witwe war gefallen. Ich kannte die Mutter, die eine Fremdenpension im Ort hatte, in der mehrere Schüler des Portique wohnten und von der herzensguten Frau mütterlich umsorgt wurden. Das Begräbnis der gefallenen maquisards, dem alle Einwohner beiwohnten, war herzerreißend. Die frischen Gräber der Gefallenen waren mit Riesenkränzen bedeckt. Jeder unserer Schüler hatte einen Strauß selbstgepflückter Blumen in der Hand und legte ihn knieend auf das Grab des Schulkameraden. Unser gestrenger Schuldirektor, den ich noch nie in Tränen gesehen hatte, weinte. Die Libération de la Patrie war teuer bezahlt worden.

Vier Wochen danach erbat ich meine Entlassung vom Collège. Ich wollte nach Paris zurück, das bereits befreit war. Noch war der Eisenbahnverkehr für Zivilpersonen unterbrochen. Die zerstörten Brücken und Eisenbahngleise mußten wieder hergestellt werden. Ich blieb noch ein paar Wochen in Grenoble, und als die ersten Züge nach Paris wieder fahren, konnte ich zurückkehren. Es wurde eine Reise mit Hindernissen. Zweimal mußten die Reisenden nach Paris aussteigen und über einen rasch improvisierten Holzsteg entlang bis zu der Stelle marschieren, an der ein

Anschlußzug wartete. Aus Schnellzügen waren Bummelzüge geworden, die überall und immer wieder hielten, ungeheizt und elend schmutzig. Aber wir kamen trotzdem in Paris an !

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

POURQUOI ÊTES-VOUS LÀ?

1551

Extraits d'un article de L'OEUVRE
du 17 mai 1940 par Madeleine Jacob

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akt. 4818/72	Best. 25 2219
Rep.	Kat. 15

Au sujet du rassemblement de femmes réfugiées
-provenant d'Allemagne au Vel 'D'Hiver à Paris:
ordonné par la Préfecture de Paris peu de jours
après le rassemblement d'hommes réfugiés au Stade
Buffalo à Paris.

XXX

..."Ils savent qu'ils seront des errants, aussi long-
temps que pèsera sur eux la faute que leur a fait com-
mettre leur faiblesse, leur passivité, leur lâcheté. Pour-
quoi êtes-vous là? On va vous le dire, si vous ne le
savez déjà. Parce que vous n'avez pas eu au moment où
il le fallait le courage de vous dresser contre la peste
brune... Vous avez préféré la fuite sans danger à la
résistance dangereuse, certes, mais efficace. ...

Vous avez eu peur, parce que certains ont préféré sauver
leur bien-être. Vous avez choisi de venir en lieu sûr et
de demeurer jusqu'à ce que la catastrophe mondiale vous
délivre d'un mal que vous avez laissé grandir...

Est-ce vrai que vous n'avez pas fait la révolution chez
vous parce que vous n'aviez pas de règlement pour faire
la révolution? Les gens de France demeureront toujours
incompréhensifs à tant de discipline. Des lâchetés comme
celles-là se paient avec usure, un jour, et les coupables
par inertie ne seront point les seuls hélas! à payer...."

signé : Madeleine Jacob.